



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die erste Juliwoche in wiener Spiegelbildern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lebenskräftig sind“, hat jüngst erst König Karl von Württemberg gesagt; daß die einzelnen Glieder einer württembergischen, einer nassauischen und anderer Sonderarmeen nicht lebenskräftig sind, haben die Ereignisse bewiesen; zeige man nun den Muth ehrlichen Zugeständnisses. Wenn so viel Kraft, die jetzt brach liegt und sich zersplittert, erhalten, gesammelt und einheitlich verwandt wird, wollen wir das Blut segnen, das im Sommer dieses Jahres unsere deutsche Erde neigt. Es wird dann nicht vergebens vergossen sein.

Wir, abseits der großen Heerstraße, harren bang jeder Kunde, die in unser stilles Thal hereindringt. Unsere Herzen sind außen bei den Fahnen Preußens. An jedem sonnigen Tag denken wir der tapferen Krieger und sorgen, daß die Gluth sie erschöpfe; an jedem regnerischen zittern wir, daß tödtliches Fieber ihnen nahe. Sie kämpfen für Deutschlands Zukunft. Wir jubeln über die herrlichen Siege, und das Auge leuchtet, wo Einer dem Andern neue Botschaft meldet. Wir sind deshalb nicht voll Uebermuths; auch auf ernste Kunde halten wir uns gefaßt und sehen ohne Zagen selbst unter Friedenshoffnungen Wechselfällen des Glücks entgegen. Aber unerschütterlich steht unsre Zuversicht, daß kein anderer Friede kommen wird, aus der Waffenruhe und ihren Verhandlungen, als ein solcher, der Deutschland wahrhaft Frieden bringt; und daß dann glücklichere Tage anbrechen werden, wo ein gemeinsames Gefühl uns alle bewegt, — Tage, nach denen wir seit Kind auf sehnsüchtig ausgeschaut, ohne zu hoffen, daß wir selbst sie erleben würden, Tage, wo aus Hannover und München wie aus Dresden und Kassel, aus Berlin wie aus unserm friedlichen Städtchen, unsere Männer zum Parlament und unsere Söhne zum Heer des einigen Deutschlands ziehen. Bl.

Die erste Juliwoche in wiener Spiegelbildern.

In den officiellen wiener Kreisen, insbesondere in der Umgebung der früheren Staatskanzlei gilt die Bezeichnung: kleindeutscher Geschichtsbaumeister als der größte Schimpf. Kleindeutsche Geschichtsbaumeister, das sind Leute, die nach officieller Ansicht von Natur bereits gründlich verdorben sind und sich überdies ihre Verdorbenheit noch bezahlen lassen. Hätte Dante heutzutage gelebt, er würde gewiß statt des Brutus und Cassius Sybel und Häusser in Luzifers Rachen geschildert haben. Nach der sittlichen Entrüstung zu schließen, welche in Wien über die Klein-

deutschen Geschichtsbaumeister herrscht, müssen ihre Gegner, die großösterreichischen Geschichtstaselöhner, ein wahrer Ausbund von Tugend und Wahrheitsliebe sein. Sehen wir zu, wie sich in den wiener Zeitungen, die tagtäglich über die Fälschung der modernen Geschichte durch norddeutsche Schriftsteller Klage führen, die erste Juliwuche widerspiegelt. Wir wählen zum Wegweiser das „Neue Fremdenblatt“, nicht allein weil es zu den beliebtesten wiener Journalen gehört, sondern weil auch sein Herausgeber, Isidor Heller, durch die erprobte Elasticität seines politischen Standpunktes am wenigsten dem Verdacht blind fanatischer Gesinnung ausgesetzt ist. Wir beginnen unsere erheiternde Ueberschau auch erst mit der Juliwuche, da um diese Zeit bereits die Ereignisse ihren Schatten warfen, und die Entschuldigung, daß die subjective Stimmung durch keine Thatsachen berichtigt werden konnte, nicht mehr gilt.

„Ein bloßes Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen“, damit beginnt die Sonntagsnummer (1. Juli) des Neuen Fremdenblattes seine Berichte vom Kriegsschauplatz. Die Gefechte von Trautenau, Nachod, Podol sind in Wien bereits bekannt geworden; auch das Vordringen der Preußen im Widerspruche mit den telegraphischen Depeschen, welche nur von österreichischen Siegen reden, jede Kunde mit den Worten: „Preußen total geschlagen“ schließen, läßt sich nicht mehr verheimlichen. Doch dieses „sogenannte Vordringen des Feindes kann nur den Ignoranten beunruhigen“. „Die Preußen haben bereits das Vorgefühl der Katastrophe, welche sie demnächst ereilen wird. Sie verschanzen Dresden, um sich einen Stützpunkt beim Rückzuge zu sichern.“ Diesen Rückzug malt das Fremdenblatt lustig mit lebendigen Farben aus. „Panischer Schrecken entsteht, wenn die Führung den Kopf verliert, wenn der Sieger mit Geschick und Energie den Feind verfolgt, wie das von Benedek wohl zu erwarten ist, dessen geheimnißvoller Plan in diesem Augenblicke sich schon den Preußen enthüllt haben dürfte.“

So sprach das Fremdenblatt am 1. Juli und fand, daß es gut gesprochen hatte. Denn es fuhr in seinen gemüthlichen Anschauungen auch am 2. Juli fort. Als Thatsache lag Benedeks Rückzug auf Königgrätz vor. „Die Kürze der Meldung: „Ich bin genöthigt, den Rückzug auf Königgrätz anzutreten“, imponirt mehr als sie ängstigen sollte. Auch die Furcht vor den Zündnadelgewehren ist unbegründet. Wir haben von Militärs die Versicherung erhalten, daß die Wirkung dieser Schußwaffe nicht verheerender sei als die der österreichischen Gewehre.“ Dieser Trost genügt dem wiener Blatte nicht. Es erzählt weiter: „Die Preußen haben gar keine nennenswerthen Vortheile errungen. Denn sie hätten die Vereinigung ihrer Heeresheile längst und ohne Anstrengung herbeiführen können, als die Östreicher noch viel südlicher standen und ihr Hauptquartier in Olmütz hatten. Die österreichische Armee hat bis jetzt keinen Boden verloren, im Gegentheile sehen wir sie in den letzten Kämpfen weiter

nördlich als zu der Zeit, da das Hauptquartier in Olmütz war.“ Diese wahrheitsgetreue Schilderung der Sachlage verleiht dem Fremdenblatt das Recht zu folgender Bemerkung: „Die allgemeine Anerkennung, welche die fast zu beschiedenen österreichischen Bulletins (von den totalen Niederlagen der Preußen bei Nachod und Trautenau) gefunden haben, veranlaßt die Preußen, das gerade Gegentheil bei Abfassung ihrer „Siegesberichte“ zu beobachten und kolossale Lügen (z. B. 3,000 österreichische Gefangene bei Nachod) auszustreuen.“ Nebenbei sei erwähnt, daß die Preußen in diesen Nummern als „Mordbrenner“ figuriren und der Aufschub des Siegesfestes im Prater „wegen ungünstiger Witterung“ angekündigt wird.

3. Juli. „Den Kampf bis zum Siege“ proclamirt der Leitartikel. „Solche mißlungene Gefechte wie die von Gitschin, Skalitz und Trautenau sind in allen Kriegen zehnmal vorgekommen, ohne auf den Ausgang des Feldzuges auch nur den geringsten Einfluß zu haben. Man muß in Betracht ziehen, daß von österreichischer Seite der stets schwierige Versuch gemacht wurde, Gebirgspositionen zu stürmen. Jetzt wird es an den Preußen sein, ihrerseits unsere Positionen zu nehmen. Der Bericht des Kronprinzen spricht von der Ermüdung der Truppen nach dem Gefechte bei Skalitz. Eine Armee, die nach einem Siege von Ermüdung spricht, hat nicht die großen Eigenschaften, mit welchen man entscheidende Schlachten schlägt.“ Die kleine Chronik des Blattes äußert sich ärgerlich darüber, daß die Nachricht von Benedeks Rückzug an einem Sonntage in Wien anlangte. „Den Residenzlern, die sich zu Landpartien rüsteten, war die ganze Sonntagsfreude verdorben.“ Noch am Abend des 3. Juli erscheint dem Fremdenblatt die Situation in heiterem Lichte. Wenn nur die österreichischen Truppen weniger tapfer wären, wenn das „unausgesehte Drauflosgehen mit dem Bajonnete“ verhindert würde, könnte der österreichischen Armee der Sieg nicht entrinnen. Benedek ist noch immer ein großer Feldherr.

Aber schon am Morgen des 4. Juli, als die ersten Nachrichten vom Ausgange der Schlacht bei Königgrätz bekannt wurden, ändert sich die Stimmung. „Betrachtungen an die betrübende Thatsache vom Rückzuge der Armee anzuknüpfen, halten wir in diesem Augenblicke für unnütz.“ Bereits wenige Zeilen weiter werden freilich die „unverantwortlichen Fehler, welche von Seiten der obersten Leitung begangen wurden“, besprochen. Daß preußische Offiziere sich wie „Schinderhannes“ benehmen, ist das einzige Tröseliche, welches der wiener Leser des Blattes mit nach Hause nahm.

5. Juli. Bei dem Durchlesen der an diesem und dem nächstfolgenden Tage herausgegebenen Zeitungen bemerkt man, daß sich die öffentliche Meinung zu Wien zu zwiefältigem Zorn erhitzt. Auf der einen Seite können die Wiener von ihrer alten Unsitte nicht lassen, ein paar Persönlichkeiten aus der Masse Gleichschuldiger herauszugreifen und dem Volkszorn als Opfer hinzu-

werfen. „Clam-Gallas und Henikstein haben alles verschuldet; wenn diese Männer nicht gewesen wären, feierten wir den herrlichsten Sieg.“ Auf der andern Seite beginnt die Ueberzeugung zu dämmern, daß auch die allgemeinen Zustände und die öffentlichen Einrichtungen für den schlechten Ausgang des Kampfes mitverantwortlich gemacht werden können. „Endlich wird man doch einsehen, daß Mangel an Erfindung, Abscheu vor allen Neuerungen wirthschaftlich wie militärisch zum Untergange führe; endlich wird man doch in Oestreich erkennen, daß ein Staat politisch wie militärisch ohnmächtig ist, der sich nicht auf die Volkskraft stützt.“ In diese Ueberzeugung hat sich das Fremdenblatt über Nacht so vollkommen hineingelebt, daß es sich am 6. Juli zu einer heftigen Philippika gegen die Regierung versteigt und dabei glauben machen will, die öffentliche Stimme Wiens habe alles vorhergesehen, niemals dem Kriegsschwindel gehuldigt, niemals einen übermüthigen Ton gegen Preußen angeschlagen. „Wir haben es wiederholt ausgerufen: Mit dem Czako allein wird man keine Siege erkämpfen; dazu bedarf es der Hingabe und Begeisterung aller Landeskinder, nicht bloß der uniformirten. — Die deutsche Nation und auch das östreichische Volk betrachtete mit Bangen diesen Krieg, da es vom Siege Preußens den despotischen Cäsarismus, vom Siege Oestreichs die Herrschaft feudaler ultramontaner Tendenzen befürchtet. Wir sagten ausdrücklich: Man möge sich nicht einbilden, die preußische Armee wegblasen zu können. Die Regierung hat das alles nicht berücksichtigt; jetzt haben entsetzliche Ereignisse uns gezeigt, daß unsere Staatsmänner ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren.“

Wenn sich jemand dem Glauben hingab, das Waffenunglück habe endlich eine Umkehr der politischen Anschauungen bewirkt, den Leichtsinns und den Hochmuth aus dem wiener Geiste herausgetrieben, der findet schon im Blatte vom 7. Juli den Beweis seiner Täuschung. „Die preußische Ländergier hat durch die höllische Erfindung der Zündnadelgewehre den Sieg davon getragen. Volksbewegungen, um eine freiere politische Richtung durchzusetzen, sind an sich unheilvoll und würden den tief herabgekommenen wirthschaftlichen Verhältnissen Oestreichs den letzten Stoß geben.“ Also der Hölle allein verdankt Preußen den Sieg bei Königgrätz, von den tieferen Gründen des Verfalls der östreichischen Macht ist fortan keine Rede, ein Drängen der Regierung zu Reformen wäre vom Uebel. Als ob die wiener Zeitungen sich schämen müßten, vierundzwanzig Stunden lang schärfer gedacht und ehlich gesprochen zu haben, so sehr beeilen sie sich in den nächstfolgenden Tagen, den alten wiener Ton in seiner ganzen Erbärmlichkeit wieder anzuschlagen. Sie haben nur einen Wunsch: der „populäre“ Hr. v. Beust möge bald die diplomatische Leitung der östreichischen Angelegenheiten übernehmen, nur eine Sehnsucht: die französischen Bajonnete mögen sich bald im Rhein spiegeln, nur ein Ziel: auf Deutschlands Kosten möge die östreichische Regierungswirtschaft noch lange fortdauern. Vom

8. Juli angefangen spielen die preussischen Schlappen und die österreichischen Großthaten in den Zeitungen wieder eine große Rolle.

Der deutsche Sprachschatz ist durch die jüngsten Ereignisse um einen Begriff ärmer geworden. Man kann nicht füglich mehr im Angesichte des Heroismus der preussischen Soldaten vom berliner Schwindel reden. Wahrscheinlich wird dieser Verlust ersetzt werden und eine andere Vorstellung in Deutschland volksthümlich werden: die wiener Verlogenheit.

Politische Flugschriften.

Preußen und seine Bedeutung für Deutschland (Hamburg, Otto Meißner, 1866).
Kritik des preussischen Bundesreformentwurfs vom 10. Juni 1866, vom Standpunkt der nationalen Anforderung (Heidelberg, R. Groos).

Bezeichnend für den Ernst der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes ist der verhältnismäßige Mangel an politischen Flugschriften. Wenn sonst bei hochgehender See der Tagesgeschichte die Mahnrufe der Presse wie Möven das Auf und Nieder der Ereignisse umschwirren, heute inmitten der größten Krisis, die Deutschland seit fünfzig Jahren erlebt, werden nur ganz einzelne Stimmen vernehmbar. Auch hierin zeigt sich zunächst, wie schnell wir heutzutage leben. Für Feder und Druck ist es völlig unmöglich geworden, mit den Begebenheiten nur annähernd Schritt zu halten; die Locomotive und der zeitspottende Draht geben nicht bloß der Schnelligkeit unserer Kunde von den Dingen, sondern wie es scheint auch den Actionen selbst das Tempo an. Derselbe Zeitraum, der im italienischen Kriege von 1859 zwischen der Schlacht von Solferino und dem Waffenstillstand lag, genügte diesmal zur Entwicklung des Kampfes bis zu seinem ersten Höhepunkte und bis zum Versuche des zweiten schmählicheren Villafranca. Aber es fehlt nicht bloß an Zeit, den Discussionen der Presse zu folgen, die, während sie niedergeschrieben werden, fast schon veraltet sind; auch die Gedankenproduction ist gehemmt durch die athembedrückende Rapidität der Ereignisse. Jeder Tag gebiert neue Thatsachen; jede Thatsache tritt ins Bewußtsein des Volkes als ein Ausgangspunkt umfassender Umgestaltungen, nicht als vorübergehende Erscheinung, die morgen Vergangenheit ist, sondern mit der Wucht des Principiellen und Normativen.